

HUMOR IST EIN WESENTLICHER BESTANDTEIL

Juliane Zelwies, Konzeptkünstlerin



Juliane Zelwies
geboren 1976 in Berlin
Konzeptkünstlerin

Mehrere Auszeichnungen und Stipendien, u.a. der Lili-Preis für ihre Abschlussarbeit ›Der Brainstorm‹ an der UdK Berlin (2004), Sonderpreis der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz für den Film ›Die Ausstellung‹ (2005)

www.juliane.de

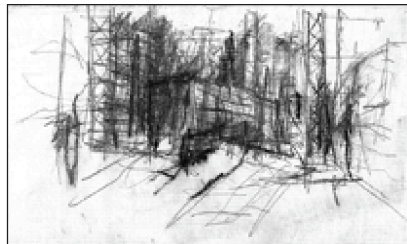
»Beim nächsten Projekt telefonieren wir«, schreibt Juliane Zelwies in einer der vielen Mails, die die transatlantischen Glasfaserkabel durchrauschen, seitdem ich ihr immer neue Fragen zu ihrer Kunst und ihrem kreativen Weg dorthin schicke. Dieser Weg hat sie bis zum Sommer 2006 für ein Jahr nach Philadelphia geführt, wo sie, ausgestattet mit einem Postgraduiertenstipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes DAAD, an der Tyler School of Art studiert. Angefangen aber hat dieser Weg irgendwann während ihrer Schulzeit. Und als ihr Kunstlehrer »es als nicht fragwürdig angesehen« hat, ob sie den Leistungskurs Kunst belegen solle, wird sie hierin einen möglichen Weg erkannt haben. Während des letzten Schuljahres im Herbst 1994 begann Juliane dann damit, regelmäßig den Aktzeichen-Kurs im Atrium zu besuchen. Nach ungefähr einem halben Jahr lud Lutz Lienke sie ein, zusätzlich dazu ins *Offene Atelier* zu kommen. Dort, sagt sie, habe sie »zum ersten Mal verstanden, was es bedeutet zu malen« – ein Aha-Erlebnis, ein Erahnen von Schönheit.

»Das Atrium war halt einfach großartig, weil dort Leute mit mir an Dingen gearbeitet haben, für die es in der Schule keine Zeit und keinen Raum gibt«, schreibt Juliane, »und vor allem wurde ich nicht zensiert. Es ging wirklich nur darum, malen und zeichnen zu lernen. Vielleicht auch einfach nur darum, Sehen zu lernen. Ich fühlte mich immer so unglaublich ernst genommen, ich wurde wahrgenommen und ich hatte plötzlich ein Umfeld von Leuten, die genauso ambitioniert waren wie ich. Lutz war ein sehr guter Lehrer für mich, seine Freude über gute Arbeiten, sein Glauben daran, dass wir lernen können, war gut.«

Juliane erzählt, ihre Eltern hatten »familiengeschichtlich gesehen Interesse daran, dass ich Malerin würde«. So wollte bereits ihr Urgroßvater Malerei studieren, wurde aber wegen elterlicher Bedenken Anstreicher und musste die Kunst fortan in die Freizeit verlegen. Ihr Großvater war Hobbykarikaturist und auch ihr Vater malte und zeichnete lange Zeit. »Insofern wollten meine Eltern schon gern«, schreibt sie, »dass ich – als erste in der Familie – endlich mal hauptberuflich male bzw. Kunst studiere. Zugleich wollten sie natürlich auch, dass ich etwas studiere, womit ich anschließend Geld verdienen könne.« Das Studium von Kunst auf Lehramt schien also optimal zu sein. Entscheidend war für Juliane allerdings die Erkenntnis, dass sie selbst wirklich Kunst studieren wollte und nicht bloß, um elterliche Erwartungen zu erfüllen.

Die Angst vor der »Institution HdK«, heute UdK, Universität der Künste, nahm ihr übrigens ihre Leistungskurslehrerin, indem diese kurz vor dem Abi mit ihr in die Hardenbergstraße gefahren ist. Sie sollte sich »den Laden« einfach mal anschauen. »Dort sind wir dann durch die Gänge getigert und sie hat jede Ateliertür aufgemacht und gesagt: ›Schau mal rein!‹ Das war das Beste, was sie machen konnte.« Die Mappe für die HdK hat Juliane dann im Atrium erstellt. Im Grunde hat sie, so sagt sie, bis zu ihrem Studienabschluss 2004 gebraucht, um sich als »Künstlerin« bezeichnen zu können. »Ich bin immer eher ausgewichen und habe auf neugierige Nachfragen so etwas wie ›ich studiere Kunst‹ gesagt«, schreibt sie, »das war meines Erachtens schon irritierend genug für den Rest der Welt, ›Künstlerin‹ erschien mir immer zu gewaltig, zu klischeebesetzt.«

Nachdem sie während ihres Grundstudiums »alles Mögliche und alle möglichen Techniken« ausprobiert hatte, musste sie feststellen, dass das Malen sie »ziemlich bald nicht mehr befriedigt« hat. »Ich habe damals wohl langsam kapiert, dass man für verschiedene Themen verschiedene Medien braucht und es mehr gibt als nur die Fläche, mehr als nur Farben und Form«, erzählt sie. Die Entdeckung des Raumes habe sie sehr fasziniert, so dass sie sich ungefähr im zweiten Studienjahr der Plastik zugewandt hat, was ihr damaliger Lehrer, ein Kunstpädagoge, »nicht so recht unterstützen« wollte. Sie selbst habe für sich einfach keinen Sinn mehr im Malen gesehen. »Man kann auch sagen, dass ich mich gelangweilt habe, weil ich plötzlich nicht mehr wusste, was ich sonst noch mit der Malerei anstellen sollte«, schreibt Juliane und dass das, was sie interessiert habe, woanders stattgefunden hätte, schon weil sie sich gerade nicht mehr »für die Schönheit im Sinne von ›L'art pour l'art‹« interessiert habe. Sie musste feststellen, an die Grenze des Mediums Malerei gestoßen zu sein, weil sie sich damit weder länger ausdrücken wollte noch konnte. Kunst, das weiß man nicht erst seit Karl Valentin, mag bisweilen schön sein, viel Mühe macht sie allemal. Ihren »Arbeitsprozess« empfindet Juliane als »sehr ungesund«. »Ich schaffe es offensichtlich immer wieder, mich in ein Problemfeld hineinzukatapultieren, mit dem ich mich dann monatelang auseinandersetze – und das mich zwingt, in alle Richtungen zu gehen und zu recherchieren. Ich versuche dann letztendlich, alle Varianten

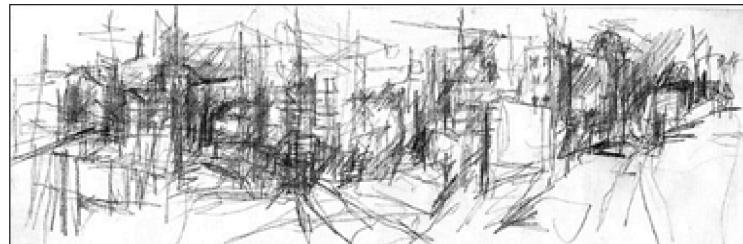


durchzudenken und zu verstehen, wie ich das Thema auf einer anderen Ebene verhandeln kann (um es für andere sichtbar zu machen). Das funktioniert meistens auf der Ebene der Kontextverschiebung – mit anderen Worten: Ein Thema wird in einem ihm fremden Umfeld verhandelt – und dadurch erkennen auch Leute, die nicht vom Fach sind, plötzlich den großen Zusammenhang. Es wird durch die Kontextverschiebung sozusagen abstrahiert und gleichzeitig verallgemeinert.« Irgendwann kommt dann in der Regel der entscheidende Moment, in dem es »Klick« macht, indem Juliane etwas findet, das dem Projekt Sinn gibt. Vielleicht durch ein überraschendes Erlebnis kann es passieren, dass sie plötzlich weiß, »wie ich das Thema in den Griff kriege beziehungsweise worum es gerade geht«. In »Der Brainstorm«, ihrer Abschlussarbeit an der UdK, geht es um ihre Auseinandersetzung mit der künstlerischen Blockade. Einer der entscheidenden »Klicks« sei der Zeitungsbericht über eine schweizerische Firma gewesen, die Ideen verkaufte. »Ich wusste plötzlich, dass die einzige adäquate Umsetzung meiner Problemstellung ›der Kauf einer künstlerischen Idee‹ ist«, erzählt sie und dass sie daraufhin in die Schweiz gefahren ist, um eine Idee für ihre Abschlussprüfung an der UdK zu kaufen. Die gekaufte Idee behielt sie allerdings für sich. Zu sehen war am Ende eine Installation zum Thema Blockade. Übrigens enthielt sie nur einen indirekten Hinweis auf diesen Kauf, der ja die eigentliche Idee war – eine nicht nur clevere, sondern auch witzige Idee. Und so ist es auch nicht verwunderlich, wenn Juliane



Juliane Zelwies vor zehn Jahren, 1995

Zeichnungen zum Thema Potsdamer Platz



sagt, dass Humor ein ganz wesentlicher Bestandteil ihrer Arbeit ist: »Ich möchte, dass mein Publikum lacht, schmunzelt – ich will Didaktik unter allen Umständen vermeiden.« Schreibt sie und weist gleichzeitig darauf hin, dass sie »natürlich im akademischen Kontext ausgebildet« worden ist und ihre Arbeiten dem auch »definitiv verhaftet« sind. Doch, ja, das Komische gelingt ihr unbedingt. 2005 leitete sie einen Workshop an der UdK, in dessen Mittelpunkt »die künstlerische Untersuchung des Begriffs ›Fake‹, die Entstehung von Gerüchten und die historische Bedeutung urbaner Stadtlegenden« stand. Hierfür gaben sich die Beteiligten als Mitarbeiter des Umweltbundesamtes aus, klingelten bei per Zufall Ausgewählten, verschafften sich Einlass in die Wohnung und begannen damit, vorgefundene Kissen aufzuschütteln, vorgeblich, um »den Einfluss der Emissionsmenge von Staub aus Daunenkopfkissen auf die Schlafintensität und daraus resultierenden Wahrnehmungsfähigkeiten der Menschen« zu ermitteln. Resultate waren viel Staub und noch mehr Fassungslosigkeit bei den Kissenbesitzern. Deren Empörung ist noch spürbar in den Zeitungsartikeln, die dem Projektbericht beigelegt sind. Nachweisbar sind diese Berichte indes nicht und verpuffen als großer Bluff. Womit sich die Aktion in die Tradition der modernen Kunst einordnen lässt, vielleicht hat sie nicht einmal stattgefunden, so wie schon mancher dadaistischer Skandal lediglich auf Zeitungsseiten passiert ist. Nur dass dieser Fake – wer weiß? – vielleicht sogar erst mit diesem Text hier angefangen hat zu existieren. Eindeutiger verhält es sich mit Julianes Meisterschülerprojekt, dem Kurzfilm ›Die Ausstellung‹, der inzwischen im Kino Arsenal und auf Festivals zu sehen war. Prämiert wurde er auch. Er zeigt das Gespräch von vier Künstlern, die den Wettbewerb eines großen Stromkonzerns gewonnen haben, um eine gemeinsame Ausstellung vorzubereiten. Dabei werden sie von der Moderatorin vor die vollendete Tatsache gestellt, dass es ein Thema dafür geben soll: Energie.

Die Reaktionen der Künstler und vor allem ihre Interaktion untereinander spielt zwar einerseits mit den leider sehr oft zutreffenden Klischees, ist aber auch eine Farce auf die Existenz Kulturschaffender, die stets zwischen der Chance zur kreativen Selbstverwirklichung und der eigenen Positionierung auf dem Markt der wirtschaftlichen Abhängigkeit hin und her pendelt. Der Film bietet vier exemplarische Künstlerbilder an. Einer hat bereits alles probiert und kann sowieso nur noch darüber lachen, eine andere verzweifelt über ihr wirtschaftliches Fortkommen, der dritte verschluckt sich an den Keksen, die er nervös in sich hineinstopft, und der vierte zückt sogleich seinen Laptop und wirkt auch nicht überrascht über die Aufgabenstellung.



Letztlich scheitern jedoch alle vier, weil die Ausstellung abgesagt wird.

Die Jurybegründung für den Sonderpreis der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, die den Film zu einem Kammerspiel über das generelle Sichverkaufenmüssen auf dem Arbeitsmarkt umdeutet, findet Juliane »eher schwierig«. Weil er in Koblenz als politischer Film gezeigt wurde,

seien dort »alle sehr ernst« gewesen »und haben sich kaum getraut zu lachen«, erzählt sie, »das fand ich wiederum ausgesprochen komisch und amüsant«. Sie ist nämlich der Auffassung, dass sie vielmehr das traditionelle Bild des Künstlers gezeigt hat, der schließlich schon immer und bis ins Detail des Dargestellten vom Wohlwollen und den Aufträgen der Mächtigen abhängig war. Nebenbei bestätigt diese Auszeichnung Julianes Film und setzt seine Handlung gewissermaßen fort. Natürlich kann sie sich über die Anerkennung freuen, muss aber gleichzeitig in Kauf nehmen, missverstanden zu werden. In Philadelphia beschäftigt sich Juliane derzeit unter anderem mit der »Konstruktion von Wirklichkeit« und mit der »Kommunikation

des inneren Raums«. Als Ausgangsmaterialien dienen ihr dabei sämtliche deutschen Wörter, die die Amerikaner in ihre Sprache aufgenommen haben, vom »zeitgeist« bis zur »schadenfreude«.

Als Juliane eine erste Fassung dieses Portraits gelesen hat, schreibt sie: »Ich finde es komischerweise problematisch, einen so wahnsinnig freundlichen Text über mich zu lesen.« Ob ich denn gar nichts fragwürdig gefunden hätte an ihrer Haltung? Ehrlich gesagt nicht. Aber ein guter Schlusssatz, der fehlt mir noch. Zum Beispiel einer über die Idee, die sie damals in der Schweiz gekauft hat, aber die wollte sie ja niemandem verraten. Auch mir nicht.

| Thilo Bock |

